

GOETZ BRIEFS

Von der »happiness« zum Wohlfahrtsstaat

Verehrtester, lieber P. Gundlach!

Nun sind auch Sie in den Bund der Septuagenarier eingetreten; nicht so schlechthin, im zeitlichen Ablauf des Daseins, sondern mit und in der reichen Fülle ungewöhnlichen Dienstes an den Angelegenheiten, die Mensch und Gesellschaft und ihre Heilsordnung in Kirche und Staat betreffen. Die Vorsehung hat Ihnen einen Lebensweg gewiesen, der schwere Verantwortung auf Ihre Schultern legte; Sie haben sie nicht gescheut und Sie haben niemals Ihre Überzeugung kurzfristigen Überlegungen geopfert. Von Ihrer bescheidenen Behausung – ich hätte beinahe ‚Bude‘ gesagt – in der Gregoriana haben Sie als Priester und Gelehrter in eine Welt hinein gewirkt, die ihr Maß und ihre Ordnung weithin verloren hat, weil sie, nach einem Worte Chestertons, an der »absence of the presence of God« leidet, dieser »presence«, der sie trotz aller Anstrengung nicht entweichen kann. In seinen *Confessions d' un Révolutionnaire* (1849) stellte Proudhon zu seinem offenbaren Erstaunen fest, daß die leitenden Werte und Begriffe der Neuzeit ihre Wurzeln in der christlichen Theologie haben. Damit hat er Ihnen nichts Neues gesagt. Ihr Denken und Wirken ist immer zu dem Grund vorgestoßen, in welchem die Dinge von Mensch und Gesellschaft verankert sind: zur Wahrheit des Seins. In einer Zeit, die das gottgegebene Gesetz des Seins nicht mehr ernst nimmt, die daher ungefähr alles für machbar und dem Willen des Menschen unterworfen hält; die sich zum »trial and error«, zum pragmatischen Experimentieren als *Maxime* bekennt, haben Sie die Ordnung der Wirklichkeit und ihre Gründung in der Theologie und Philosophie nachdrücklichst vertreten. Ihr Lebenswerk hat die Unausweichbarkeit des Standorts im Absoluten gegen jene Weltanschauungen aufrecht erhalten, die das Heil im bloßen Raum und bloßer Zeit finden zu müssen glaubten.

Mit Genugtuung können Sie in Ihr 70. Jahr eintreten, an dessen Schwelle alle jene Sie begrüßen und willkommen heißen, denen Ihr Lebenswerk eine große Inspiration war.

In alter Freundschaft und Verehrung

Ihr G. Briefs

I.

In einer Fußnote seines Buches »Das Versagen des Wirtschaftsliberalismus als religionsgeschichtliches Problem« bemerkt *Alexander Rüstow*, daß die Stoiker, weil an die Natur der Dinge glaubend, dem Staate nur beschränkte Aufgaben zuwiesen, während die Epikuräer, als »praktische Atheisten« auf die Maximierung des Lebensgenusses bedacht, ihm einen weiten Kreis von Funktionen verantwortlich zuschoben, damit ein Maß von Ordnung in einer Gesellschaft herrsche, die auf die Mehrung der Lust aus ist. Wie die stoische, so erlebte auch die epikuräische Geistesrichtung seit der Renaissance ihre Wiedergeburt; schließlich langte diese Doppelströmung im Gebiet der Wirtschaft und der

Wirtschaftswissenschaft an. Daß *Adam Smith* Neo-Stoiker war, zeigt sich in seiner »Theorie der moralischen Gefühle« (1759) sowie in häufig zitierten Stellen zumal des vierten Buches seines »Wohlstandes der Nationen«. Der Neo-Epikuräismus andererseits war vertreten in einer Reihe markanter Gestalten des 17. und 18. Jahrhunderts: in *Pierre Bayle*, in *Lamettrie*, im älteren *Shaftesbury* und in *Mandeville*. *Jeremy Bentham* hinterließ in seinem Utilitarismus die ebenso systematische wie pedantische Buchhaltekunst der »Maximisation of happiness«; alle Naivität des Lebensgenusses ist hier vor lauter Gewinn- und Verlustarithmetik verlorengegangen. Aber gerade dieses Kalkül ruft seine Nemesis prompt hervor: bei allem Ausgang von der individuellen Suche nach der Maximisation of happiness kommt *Bentham* an den Punkt, wo er der Staatsgewalt erhebliche Aufgaben und Eingriffe zugunsten der Gesamtgenußsumme zuschieben muß; und nur mit einem fragwürdigen Argument gelingt es ihm, an der Logik seines Systems – der durch Besteuerung zu erwirkenden Gleichmachung von Einkommen und Vermögen – vorbeizukommen. Für *Bentham* dreht es sich um die ‚happiness‘ zunächst des Einzelnen; da er aber die »unsichtbare Hand«, auf die sich *Adam Smith* berufen hatte, verwarf, mußte er eine kalkulatorische Brücke zur Gesamtsumme der Lust in der Gesellschaft schlagen. Die Mehrung des Gesamtquantums war sein Ziel – des Quantums, denn für ihn gab es keine Qualitätsunterschiede der Lust; Kegelschieben und Shakespearelesen lag für ihn auf derselben Ebene. Dahingegen konnte der Neo-Stoiker *Smith*, auch er freilich nicht ohne Vorbehalte, der ‚Natur‘ der gesellschaftlichen Dinge so viel Vertrauen schenken, daß dem Staat nur subsidiäre Aufgaben übrig blieben.

Der Nachfolgebegriff der ‚happiness‘ ist ‚welfare‘. *A. C. Pigou* hat in seinen »Economics of Welfare« (1920) diesen Begriff heimisch gemacht. ‚Welfare‘ zielt auf Collectiva; es dreht sich um die Wohlfahrt von Gruppen, Schichten, Klassen, der Gesellschaft. Unter dem Vordrang des Wohlfahrtsbegriffes hat ‚happiness‘ an Kurs verloren. Wohlfahrt im heutigen Sinne wird nicht als Summe von Einzelwohl verstanden; sie ist sozial gemeint, ihre Beziehung zur Einzelwohlfahrt ist sozusagen offen, wenn nicht gar problematisch. Der Primat liegt beim Sozialen, das freilich mannigfacher Interpretation zugänglich ist. Übersehen wir nicht das berechtigte Anliegen, das im Wandel der Terminologie zum Ausdruck kommt; ebensowenig aber sei verkannt, daß ein Vulgär-Epikuräismus zur entscheidenden Haltung der Zeit geworden ist. Seiner Natur nach ist er pragmatisch; sein Horizont

sind Forderungen der Stunde; mit deren Erfüllung bildet sich ein psychologischer Habitus steigender Erwartungen. Es ist, als ob noch einmal die »frouwe werlt« – wie bei *Walther von der Vogelweide* – entdeckt worden wäre – nun aber massiv, materialistisch und in die Tiefschichten der Nationen reichend. Dieser pragmatische Hedonismus, zusammen mit einem überreizten Nationalismus, ist der Virus, den die westliche Welt den aus kolonialer Unterwerfung erwachenden Völkern mehr oder weniger eingepflicht hat; daher die ‚Jacquerie‘ (so genannt nach dem Führer des Bauernaufstandes von 1358 in der Isle de France) als globale Erscheinung. Hier geht es nicht um ‚happiness‘; das ist ein bürgerlicher Begriff, datiert auf das 19. Jahrhundert, und auch nicht um die bürgerliche Freiheit. Beide sind bloße Folien zu kollektiven Wohlstandsvorstellungen und Forderungen.

II.

Der Wechsel von der philosophisch begründeten hedonistischen Haltung zur praktisch-kollektiven, also von der ‚happiness‘ zur kollektiven Wohlfahrt, hat eine lange Geschichte. Zugrunde liegt ihr, neben der Renaissance, die Entdeckung dreier neuer Kontinente, die der kleinen Halbinsel Europa riesige Ausdehnungsmöglichkeiten eröffnete. Professor *Webb* (*The Great Frontier*, 1953) behauptet, die Dreieinigkeit von Kapitalismus, Demokratie und Protestantismus als Weltmacht sei die Frucht dieses enormen, geschichtlich einmaligen Zuwachses an Siedlungsraum und Hilfsquellen gewesen; ohne diesen Zuwachs wäre Europa in der Enge seiner wirtschaftlich-politischen Möglichkeiten stecken geblieben. Diesem Zuwachs von Kontinenten habe das Abendland seinen 400jährigen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Hochschwung zu verdanken. Nun sei das Ende gekommen, weil es weder wirtschaftlich noch politisch leere Räume auf der Erde gebe.

Ob man *Webb* in allem zustimmt oder nicht, es ist nicht zu leugnen, daß die Ausweitung der wirtschaftlichen Dimensionen Europas sich äußerte in der ungeheuren Ausweitung der Märkte, der Arbeitsteilung, von Transport und Handel und der Geld- und Kreditwirtschaft; ferner in explosivem Anwachsen der Bevölkerung und schließlich in der Auflockerung der politischen, wirtschaftlichen und kirchlichen Hemmungen, die dem Fernhandel und der Produktionsausdehnung im Wege standen. Hier lagen die zeitgeschichtlichen Hinter-

gründe der großen Dünung des wirtschaftlichen Liberalismus und Individualismus, die Realfaktoren also, die Nominalismus und Rationalismus zum Liberalismus umwandelten.

Der wirtschaftliche Liberalismus wurde das konstitutive Gerüst des industriellen und kommerziellen Kapitalismus. In ihm vollzieht sich:

1. die Umwandlung der Produktion auf kapitalistische Produktion,
2. die zunehmende Umwandlung von Arbeit in Lohnarbeit,
3. die Umwandlung vom Werkzeug zur Maschine,
4. die Trennung von Kapitalbesitz und Unternehmensleitung, während
5. sich zwischen Unternehmensbesitz und -leitung die Gewerkschaft einschleibt; zur selben Zeit, wo sich zwischen Markt und Unternehmung die Kartelle und eine Fülle kartellähnlicher Einrichtungen schoben.

Kapitalismus ist keine einheitliche Größe; er hat seine nationale Prägung wie vor allem seine strukturellen Unterschiede. Man kann von Phasen der kapitalistischen Entwicklung sprechen. Das 19. Jahrhundert war im großen und ganzen die Phase des liberalen Kapitalismus; auf sie folgt die Phase der nach organisierten Interessen beeinflussten, wenn nicht gar kontrollierten Marktwirtschaft. Parallel zu diesem Vorgang verläuft die Wandlung in der Begründung des wirtschaftlichen Liberalismus: bei *Smith* war er noch metaphysisch fundiert; *Bentham* suchte ihn auf rein utilitaristische Erwägungen zu radizieren. In der zweiten Phase, im Zeitalter der Interessenverbände, adoptierten diese die liberalen und individualistischen Grundsätze als Grundsätze ihrer eigenen Haltung und Politik, nun also angewandt auf Teilkollektive. Damit wird der Liberalismus rein pragmatisch, eine Sache der bloßen Zweckmäßigkeit für organisierte Interessen. Die dritte Phase endlich der kapitalistischen Entwicklung formiert sich dann, wenn die pluralistischen Verbände den demokratischen Staat als Hebel ihrer Gruppenzwecke in Anspruch und unter Druck nehmen. Aus dieser Verfilzung zwischen demokratischem Staat und pluralistischer Gesellschaft entspringt der heutige Wohlfahrtsstaat.

III.

Der Kapitalismus ließ sich auf ein geschichtlich einmaliges Abenteuer ein, als er persönliche Freiheit und demokratische Gleichberechtigung einer wachsenden wirtschaftlich abhängigen Bevölkerungsschicht ge-

währte. Hier lag ein Risiko, dessen Tragweite sich fast sofort in der sozialen und politischen Bewegung der Arbeiterschaft zeigte. Erst in der dritten Phase trat das Risiko voll zutage. Solange die abhängige Arbeit eine Randschicht in der Gesellschaft war, solange ferner die Demokratie auf metaphysischer Basis beruhte und darum begrenzt war, solange der Staat traditionelle Elemente der Hoheit über den sozialen Gruppen geltend machen konnte, hielt sich das Risiko des Wagnisses in Grenzen. Von diesen Voraussetzungen ist heute keine mehr gegeben. Die soziale Gruppe der abhängigen Lohnarbeiter und Gehaltsbezieher ist längst nicht mehr eine Randschicht der Gesellschaft; die Demokratie von heute ist Massendemokratie, die mühsam um die Bildung ihrer Elite kämpft; und der Staat steht nicht mehr über den Sozial-Gruppen, sondern mitten in deren Spannungsfeld. So scheint das Risiko jenes Abenteuers heute im schärfsten Relief zu stehen; aber doch hat es von der Seite der wirtschaftlichen Entwicklung her eine unerwartete Entschärfung gefunden. Die gewaltige Zunahme der Produktivität hat den antikapitalistischen Radikalismus entzaubert, indem sie den Forderungen der Verbände Chancen eröffnete, die das Risiko des Abenteuers gerade dann milderten, als es seinen Höhepunkt erreicht zu haben schien.

Die Nebenwirkung davon aber ist die gewaltige Befestigung der Interessenverbände selber, die nun, zusätzlich zu ihren ursprünglichen Antrieben, ein institutionelles Interesse an immer neuen Forderungen haben und auf den Gegenpartner wie auf den Staat fortgesetzt Druck ausüben.

Es war das Verdienst von *J. K. Galbraith*¹, die Frage erörtert zu haben, wieso der Kapitalismus in einer pluralistischen Gesellschaft überhaupt noch funktionsfähig sei. Seine Lösung ist zu bekannt, um hier im einzelnen behandelt zu werden; aber sie befriedigt nicht. Er übersieht den Grad, in dem inflatorischer Druck in das Gefüge der pluralistischen Gesellschaft eingebaut ist. Man muß ferner einwenden, daß er das Fortwirken des wirksamen Wettbewerbs unterschätzt, weil er das statisch-oligopolistische Modell vor Augen hat. Auch traut er den Regierungen mehr Kontrollmacht über die Verbände zu, als sie praktisch besitzen. Schließlich entgeht ihm die Rückwirkung der Gegenmächte auf den Kapitalismus selber; ihrem Druck gegenüber bezeugt er eine Anpassungskraft und Wendigkeit des Ausweichens, die zwar zunächst die Chance des Drucks erweitern – im Prozeß

¹ American Capitalism. The Concept of Countervailing Powers, Boston 1952.

rapide fortschreitender Innovationen und Investitionen –, auf die Dauer aber schwächen. Die Wirkung ist das Auftauchen eines Randes von Arbeitslosigkeit, der heute in der amerikanischen Wirtschaft einen Grad von Verhärtung zeigt, der große Besorgnis erweckt.

IV.

Die gewaltige Zunahme der Produktivität und die damit ermöglichte Steigerung der Realeinkommen breiter Sozialgruppen hat ein psychologisches Klima der gesteigerten Erwartungen erzeugt. Es liegt im institutionellen Interesse der Verbände selber, dieses Klima zu pflegen. Eine »Travestie der Keyneschen Doktrin« – so Professor *Dunlop* (Harvard) – bietet die theoretische Grundlage. Die Lehre von der wirksamen Nachfrage wurde zumal von den Gewerkschaften in den Vereinigten Staaten (man muß schon sagen: bedenkenlos) adoptiert. In diesem Lichte wird Arbeitslosigkeit als Signal unzureichender Kaufkraft gedeutet, und zwar von Löhnen; damit wird Lohnerhöhung zusammen mit Arbeitszeitverkürzung zur Patentmedizin für Vollbeschäftigung erklärt. Man glaubt, Geld- und Kreditpolitik genügen, die effektive Nachfrage zu schaffen, die für Vollbeschäftigung als notwendig verlangt wird. Jener Anreiz zur Nachfrage, der in stabilen – vor allem in sinkenden – Preisen liegt, wird geflissentlich übersehen oder für unzweckmäßig gehalten. Das hat zum Teil begreifliche Gründe, weil die Erwartung jährlich steigender Löhne zu Kreditkäufen auf Abschlagzahlung geführt hat, die natürlich auf Mark und Pfennig lauten; daher rechnet der Arbeiterhaushalt in Mark und Pfennig. Andererseits weist Professor *Ross* (Universität von Californien) darauf hin, daß die Gewerkschaften an Realloohnerhöhungen durch Preissenkungen wenig interessiert seien, weil Lohnerhöhungen ihnen zugeschrieben werden, während Preissenkungen nicht auf ihr Konto gehen. Schließlich ist auch nicht zu leugnen, daß der einfache Mann in allen Lebensschichten ein Mehr an Nominaleinkommen häufig genug mit einem Mehr an Kaufkraft identifiziert. So zentrieren sich die Erwartungen auf das Mehr in Nominalausdrücken, in Rechnungseinheiten. Für die volkswirtschaftliche Verteilung tritt damit die effektive Nachfrage in den Vordergrund; sie hat das klassische Modell, das von der Produktions- und Angebotsseite ausgeht, sozusagen zu einer abhängigen Variablen gemacht.

In diesem Klima der Erwartungen wird jede erfüllte Forderung zum Zündpunkt erhöhter Erwartungen. Die Reizschwelle der Befriedigung verlagert sich nach oben; die Erwartungen laufen der Erfüllung in aller Regel voraus. Schon in den zwanziger Jahren bemerkte ein Berliner Gewerkschaftssekretär: »Wenn wir früher unseren Mitgliedern ein paar Pfennige mehr Stundenlohn herausholten, waren sie dankbar. Wenn wir heute das Drei- und Vierfache nach Hause bringen, ist ihre einzige Reaktion ein knurriges »Ist das Alles«?

V.

Dieser Wechsel in der Haltung zum wirtschaftlich Möglichen verdient unsere Aufmerksamkeit. Im Wörterbuch der Politik (H. 5, Spalte 384/5) hat Professor *von Nell-Breuning* die Unzufriedenheit der Arbeiterschaft trotz aller gewerkschaftlichen Erfolge und ausgedehnter Sozialpolitik zu erklären versucht mit der Bemerkung, sie beruhe »in der Weltanschauung oder jedenfalls in dem, was man Lebensgefühl zu nennen pflegt . . . in einer tief innerlichen Abkehr vom Individualismus und einem Hinstreben zur Gemeinschaft.« *Robert Nisbet*, in seinem höchst beachtenswerten Buch *The Quest for Community* (New York, 1953), ist derselben Meinung; auch er sieht, wie *Frank Tannenbaum* (*Philosophy of Trade Unionism*), in der Gewerkschaft als solcher ein Organ neuer Gemeinschaft. Ob mit diesen Deutungen der tiefste Grund getroffen ist, erscheint mir zweifelhaft, weil manche Erscheinungen im heutigen Verbandswesen dagegen sprechen. *Bednarik* hat, wohl mit Recht, von »Verbandsmüdigkeit« gesprochen, und unleugbar lockern sich manche Gemeinschaftszusammenhänge überkommener Art mehr und mehr zugunsten, wie *Bednarik* es ausdrückt, der individualistischen »Freiheit am Nullpunkt«. Die Gesellschaftspolitischen Kommentare (15. Mai 1961, S. 111) befassen sich mit dem gleichen Problem. Sie finden den tiefsten Grund der Malaise »in der menschlichen Existenz selber, in der Existenz des gefallen Menschen, der ‚auf dem Wege ist‘«. Nicht nur die Arbeiterschaft, der Mensch sei »mit dieser Welt schlechthin«, mit der Grundstruktur des menschlichen »Auf-dem-Wege-seins« unzufrieden; eine Unzufriedenheit, die nicht, wie *Marx* annahm, auf das Proletariat beschränkt sei, sondern quer durch die Schichtung der westlichen Nationen verläuft. Obschon diese Deutung der Lösung näher kommt, bleibt einzuwenden, daß sie die allgemein-menschliche Unruhe erklärt, das Augusti-

nische inquietum cor nostrum des Menschen in via, während unser Problem gerade das zeitgeschichtlich neue einer spezifischen Unrast ist, die um die Werte des Habens, Erwerbens und Genießens von Sozialgruppen kreist, die sich trotz gehobener Lebenslage aus gesellschaftlichen Gründen zu kurz gekommen fühlen.

Sehr viel konkreter ist eine Analyse des Sekuritäts- und Fremdversorgungsbedürfnisses, die der Freiburger Rechtsanwalt Dr. *Bernd Bender* in einem Vortrag über »Die Verantwortung des Einzelnen im Rechtsstaat« beim 31. Deutschen Anwaltstag in Berlin gegeben hat. Im Anschluß an *Karl Mannheim*, *Hans Freyer* und *Arnold Gehlen* weist er darauf hin, »daß der Einzelne in der Arbeitswelt, im Amt, in der Politik wie überhaupt im ganzen Sozialapparat nicht mehr für voll genommen wird, daß er vielmehr nur noch mit dieser oder jener Qualität sozial relevant ist und darüber hinaus insoweit ferngesteuert, also manipuliert wird. Seine insbesondere hierauf beruhende Selbstentfremdung, die ihn unablässig überflutenden Reizströme unserer technisierten Welt, der die freie Persönlichkeitsentfaltung hemmende Zwang zu einer egalisierenden sozialen Anpassung und schließlich der mit dem System der Abhängigkeiten verbundene Verlust einer sinnerfüllten Lebensmitte erzeugen trotz aller wirtschaftlichen Prosperität eine für den modernen Menschen typische Lebensangst. Dieses Gefühl der Ungeborgenheit läßt ihn die Freiheit als ein gegenüber der sozialen Sicherheit und Bequemlichkeit weit weniger erstrebenswertes Ziel erscheinen. Damit droht aber unserm Rechtsstaat die besondere Gefahr, daß er im Bewußtsein der Gesellschaft nicht mehr als notwendiger, um keinen Preis verzichtbarer Garant menschlicher Freiheit fortlebt.«

Benders Bemerkung vom Verlust einer sinnerfüllten Lebensmitte verdient Beachtung und Vertiefung. Und damit kommen wir zu weiteren Komponenten der Lebensangst und der Unrast. Da ist zunächst die weithin verbreitete, politisch wie institutionell geförderte Anschauung, daß Produktion und Verteilung entsprechend ‚sozialen‘ Anforderungen manipuliert werden könnten. Eine Art sozialer Rationalität ist unterstellt; ihre Übereinstimmung mit wirtschaftlicher Rationalität wird unterstellt, wenn nicht behauptet. Das sozial Erwünschte (»effektive Kaufkraft«) gilt für wirtschaftlich rational. Mit diesem Argument begründete z. B. die amerikanische Gewerkschaft der Stahlarbeiter im April 1959 ihre Lohnmehrforderung von einer Milliarde Dollar. Sie behauptete, diese eine Milliarde Dollar mehr für Löhne und Nebenleistungen an Stahlarbeiter käme der Volkswirtschaft im ganzen zu-

gute, dem Verbraucher, dem Unternehmer, dem Staate, dem Sparer und dem Investor. Mit dem gleichen Argument wird Arbeitslosigkeit als Index fehlender Kaufkraft erklärt und die Folgerung gezogen, durch Lohnsteigerung Vollbeschäftigung herzustellen. Hier wird ein begrenzt richtiger Gesichtspunkt durch kritiklose Verallgemeinerung ins Unsinnige verkehrt und um jeden Kredit gebracht.

Die zweite Komponente der Unrast liegt in der Struktur der heutigen Gesellschaft, in der Bildung von institutionellen Motiven für ständig wachsende Forderungen der einen oder der anderen Gruppe.

Zu erklären bleibt immer noch, warum der Anstieg der Erwartungen so breiten Widerhall gefunden hat. Damit kommen wir zur dritten Komponente der heutigen sozialen Unruhe. Ich sehe sie in der Tatsache, daß die säkularistische Anschauung und Wertung des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens heute in größtem Umfange bei den arbeitenden Volksschichten angekommen ist. Auch hier hat sich schließlich das pragmatische Ethos des Mehr und Mehr durchgesetzt und damit ein Pathos der steigenden Erwartungen, das allen erfüllten Forderungen vorausläuft. Der Ausfall des Glaubens an eine jenseitige Bestimmung des Menschen und an eine dieser Bestimmung dienende Verhaltensweise zu den Dingen und Angelegenheiten, die sich im bloßen Raum und bloßer Zeit erschöpfen – kurz der Ausfall der Distanz zu den Dingen dieser Welt, das ist die stille, aber in ihren Folgen unermeßliche Revolution unserer Zeit. Auf Raum und Zeit allein zurückgeworfen, finden sich Mensch und Gesellschaft gefangen in der Dimension der Begrenztheit, der Knappheit; der natürliche Drang, die Grenze zu überwinden, erhält nun eine besondere Intensität, weil das Heil nun in Raum und Zeit gefunden werden muß. Der »Standort im Absoluten« (*Karl Jaspers*), der die Distanz zu Raum und Zeit vermittelte und damit das menschliche Augenmaß für die Dinge dieser Welt möglich machte, ist in seinem Wegfall die tiefste Ursache der Unrast der Zeit. Hier liegt der Akzelerator der sozialen Unruhe einer Gesellschaft, in der auch die tieferen Schichten einen Lebensstandard haben, der früheren Generationen märchenhaft vorgekommen wäre.

Die Begrenztheit auf Raum und Zeit bedeutet Gebanntheit in Ungewißheit und Unsicherheit. Die Wechsellagen des allgemein menschlichen Lebens werden von denen überlagert, die aus dem gesellschaftlichen Prozeß wie aus der Dynamik der Geschichte unvermeidlich folgen. Jene Generationen, die ihr Dasein in drei Dimensionen begriffen, also Raum und Zeit durch ihren Standort im Absoluten überhöhten,

konnten die Unsicherheit der menschlichen Existenz mit einem gewissen Gleichmut hinnehmen; denn dieses Leben war nicht das ganze Leben, und seine Schwere und Sorgen erhielten ihren Sinn sub specie aeterni. Alle Religionen ohne Ausnahme haben dem irdischen Leben diesen höheren Sinn gegeben; *Martin Luther* wies mit besonderer Eindringlichkeit darauf hin, daß die wirtschaftliche Unsicherheit des Menschen zur Heilsordnung gehört. Von *Chesterton* stammt das Wort, daß die »absence of the presence of God« der eigentliche Grund für die Verwirrung des Zeit-Geistes sei. Sie ist zugleich der Grund für das weit verbreitete, oft hektische Verlangen nach Sicherheit. Wohlgemerkt, wir sprechen hier nicht von dem natürlichen Verlangen des Menschen nach einem Maß existentieller Sicherheit; das ist berechtigt und vernünftig, und hier liegt die große Leistung von Sozialpolitik, Gewerkschaften und Wohlfahrtspolitik. Zur Rede aber steht jenes Pathos des Sicherheitsverlangens, das spezifisch aus dem Wegfall der dritten Dimension des menschlichen Daseins stammt und darum in Raum und Zeit einen Sicherheitskoeffizienten verlangt, der von Raum und Zeit allein nicht erstellt werden kann.

An diesem Punkte setzt die Dialektik an, weil der allgemeine und hektische Auftrieb zur Sicherheit Verhältnisse erzeugt, die die Unsicherheit geradezu konstitutiv machen. Dieses gilt für den sozialen wie für den politischen Bereich. Die Wahrheit der Dinge des Menschen ist, mit *Heidegger* zu sprechen, »die Geworfenheit«. Wenn auf breiter Front der Versuch gemacht wird, aus ihr in totale Sicherheit und Gewißheit innerhalb von Zeit und Raum auszubrechen, dann stößt man mit aller Wucht an die Grenze, die dem Menschen und der menschlichen Gesellschaft vom Sein der Dinge gezogen sind. Der Drang nach Sicherheit gebiert dann die potenzierte Unsicherheit. In ihr wird die Stunde reif für die großen Simplifikateure.

Diese Bemerkungen könnten mißdeutet werden; *Marx* hat sie in einer seiner üblichen groben Verallgemeinerungen (Religion als das Opium für die Völker) mißdeutet. Dafür hat er in Sozialismus und Kommunismus das Heil für Gesellschaft und Menschheit entworfen und damit das wirkliche Opium unseres Zeitalters den Tiefschichten fast aller Nationen eingeträufelt: den Glauben an die Erlösung ausschließlich in Raum und Zeit durch den Kommunismus.

Wir sprachen von der Dialektik, die hier am Werke sei. Was setzt sie in Bewegung? Da ist zunächst die Wendung des privaten und öffentlichen Verhaltens und Handelns zum reinen Pragmatismus. Hier und jetzt muß dieses oder jenes gefordert und bewirkt werden; hier und

jetzt muß das sozial Erwünschte erfüllt werden. Der ungemein aus-
geweitete Horizont des Fürmöglichgehaltenen stößt an seine Gren-
zen; je härter, je mehr der Staat als Garant von Forderungen in An-
spruch genommen wird; auch noch für jene Unruhe und für jenes
Heils- und Sicherheitsverlangen, das aus dem Fehlen des Standorts
im Absoluten stammt. Unvermeidlich stoßen auch die Machtmittel
des Staates hier an ihre Grenzen. Das Maß von Aufgaben und Ver-
antwortungen, das die gesellschaftlichen und gemeinschaftlichen Sub-
strukturen erfüllen können, verliert an Bedeutung, wenn der Wohl-
fahrtsstaat zum »präsenten Gott auf Erden« (*Hegel*) gemacht wird.
Wenn nun derselbe Staat seine Hoheit über die sozialen Gruppen in
einer pluralistisch durchgeformten Gesellschaft weithin einbüßt, dann
bricht der Konflikt zwischen den Substrukturen in das Gefüge von
Staat und Regierung selber ein². Aus den Spannungen im sozialen
Bereich werden politische Spannungen, die gemäß den Machtunter-
schieden der Gruppen gelöst werden. Entscheidungen auf lange Sicht
werden immer schwieriger; anstelle der Weisheit des Staatsmannes
tritt die Methodik von ‚trial and error‘, das Experimentieren auf die
Gefahr des Fehlschlages hin. Das Verfahren ist unter gewissen Um-
ständen sinnvoll und unvermeidlich; aber gerade auf die Umstände
und den Umfang kommt es an. Wenn ‚trial and error‘ zur Maxime
der Politik werden, dann wird alles möglich, auch der Widersinn,
auch der Punkt, wo der »nackte Verstand verrückt wird«, um ein
Wort *Fedor Stepuns* hier anzuwenden. Wenn das von der griechischen
Philosophie gefeierte ‚meson‘, das Maß der Dinge selber, fehlt, dann
kommt es nie zur ‚tranquillitas pacis‘.

² Ich verweise auf den ausgezeichneten Vortrag des Freiburger Rechtsanwalts
Dr. Bernd Bender: Die Verantwortung des Einzelnen im Rechtsstaat, gehalten
auf dem 31. Deutschen Anwaltstag in Berlin.